

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Bölkerrsch. Von Karl Jentsch	149
Besuch. Von Moriz Scheyer	157
Kußerordentliche Kriegsgerichte. Von Max Nieberg	168
Künstler und Philosophen. Von Konstantin Brunner	161
Ranzigen. Von Karl Jentsch und Gustav Hermann	169
Phantasus. Von Arno Holz	173
Deutsche Perse.	177

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1916.

Abonnementspreis (vierjährlich 18 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der

VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lötzw 7724.

Alleinige Anzeigen-Annahme
der Wochenschrift „Die Zukunft“ nur durch
Max Kirestein,
Berlin SW. 68, Markgrafstr. 59.
Fernsprecher Amt Zentrum 10 809 u. 10 810.

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen

Fürstenhof Carlton-Hotel — Frankfurt a. M. —

Das Vollendetste eines modernen Hotels. □ Gegenüber dem Hauptbahnhof, linker Ausgang.

Weinstuben

Mitscher

Französische Straße 18

Krebse
Erdbeer-
bowle

Zentrum 2281

Berlin-Weinrestaurant Willys-Berlin

Frühstück von 12—4 Uhr :: Fünf-Uhr-TEE :: Abends n. d. Karte

Vornehme
Konzerte.

Kurfürstendamm 11

Vornehme
Konzerte.

Kurfürsten-
damm 235

„Königin“

Kurfürsten-
damm 235

Weinrestaurant I. Ranges

Täglich Konzert

□□

Täglich Konzert

Berliner Zoologischer Garten

Grossartigste Sehenswürdigkeit der Welt!
Grösste u. schönste Restaurationsanlage der Welt!

Täglich grosses Konzert.

Neu!

AQUARIUM mit Terrarium
u. Insektarium.



Berlin, den 12. August 1916.

Völkerrecht.

Ueber Völkerrecht ist in den beiden Kriegsjahren viel Un-
sinn zusammengeschrieben worden. So bezirte ein Gelehr-
ter, im Alterthum sei Völkerrecht nicht denkbar gewesen, weil die
Rechtssubjekte, gleichberechtigte Völker und Staaten, fehlten; habe
doch jedes Volk sich für das von der Gottheit auserwählte gehalten
und anderen Völkern keinerlei Rechtsansprüche zugestanden. Der
gute Mann hat sein elementares Schulwissen gründlich ver-
schwitzt; hat vergessen, daß die Römer ihre Niederlage an der
Allia als eine Strafe der Gottheit für den Bruch des Völkerrechtes
ansahen, den ihre Gesandten dadurch verübt hatten, daß sie in
einem Gefecht der Clusiner gegen die Gallier mitkämpften. Ver-
gessen den Fetialenritus, durch den dafür gesorgt war, daß nur
nach verweigerter Genugthuung deren Erzwingung durch einen
vor dem Gewissen gerechtfertigten Krieg (puro pioque duello) be-
schlossen und der Krieg nur nach feierlicher Ankündigung begon-
nen werden konnte. Vergessen auch die langen Verhandlungen,
die dem Peloponnesischen Kriege vorhergingen: wie ängstlich jede
Staatengruppe das eigene Recht und das Unrecht der Gegner
zu erweisen bemüht war, wie dann im Krieg vor jedem neuen
Unternehmen aufs Neue überlegt wurde, ob man dazu auch
durch einen Vertragsbruch des Feindes oder eine von ihm erlitte-
ne Schädigung berechtigt sei. Freilich waren alle am Krieg Be-
theiligte Griechen, doch standen einander selbständige Staaten ge-
genüber; und waren sich auch die Hellenen ihrer geistigen, sitt-

lichen und ästhetischen Ueberlegenheit über die fremdsprachigen*) Völker stolz bewußt, so ist ihnen doch niemals eingefallen, diese Völker für rechtslos zu erklären: sie haben Verträge mit ihnen geschlossen und (mit der bei Staatsverträgen bis auf den heutigen Tag üblichen *reservatio mentalis*) gehalten. Besondere Beachtung verdienen die Worte, mit denen Livius den Camillus jenen verruchten Schulmeister heimtschiden läßt, der ihm die Kinder der vornehmen Falisker ausliefern will; sie enthalten den Kern des allerneuesten Völkerrechtes. „Mit den Faliskern verbindet uns keins jener Bande, die von Menschen durch Vertrag geknüpft werden; aber die von der Natur gestiftete Gemeinschaft besteht zwischen uns und wird immer bestehen.“ Das ist der Grundgedanke der Genfer Konvention: das Moralgesetz wird nur aufgehoben, Tötung und Vergleichen erlaubt, so weit es der Kriegszweck fordert; in allem Uebrigen bleibt seine Verbindlichkeit unangestastet, wird die Verpflichtung zur Menschlichkeit auch gegen den Feind nicht aufgehoben. „Die Waffen tragen wir gegen bewaffnete Männer, nicht gegen das Lebensalter, dem auch nach Erstürmung einer Stadt noch Schonung zu Theil wird.“ Hier haben wir den Grundgedanken des Haager Abkommens von 1907, den schon König Wilhelm von Preußen beim Einmarsch in Frankreich verkündet hatte: Krieg wird nur gegen die Armee des feindlichen Staates geführt, nicht gegen die übrige Bevölkerung, namentlich nicht gegen Weiber und Kinder, so lange sie sich nicht, wie bei fanatisirten Völkern manchmal geschieht, in den Kampf eindrängt.

Nun habe ich den Hugo Grotius wieder vorgenommen und gefunden, daß er, über eine weit vollständigere Kenntniß der altklassischen Literatur als ich verfügend, dieser die meisten seiner Rechtsregeln entnimmt. Er vermißt sich nämlich nicht etwa, ein Völkerrecht schaffen zu wollen, sondern kodifizirt nur das längst vorhandene. Als Erster dieses Recht, die zerstreuten Regeln zusammenfassend, in zusammenhängender Darstellung vorzutragen, drängt ihn das traurige Schauspiel, das die Christenheit giebt, deren Fürsten und Völker mit einer Zügellosigkeit, „deren sich Barbaren schämen würden“, aus den wichtigsten Beweggründen über einander herfallen. Nur selten steht er sich genöthigt, auf das Naturrecht zurückzugreifen, weil positive Rechtsbestimmungen fehlen, die übrigens selbst dem Naturrecht entquellen.

*) Die eine andere (allerdings, meinte der Grieche, weniger wohlklingende) Sprache reden: Das bedeutet barbari. Barbarus hic ego sum, quia non intelligor ulli, seufzt Ovid in der Verbannung am Pontus.

Die allermeisten seiner Vorschriften vermag er auf Aussprüche der alten Geschichtschreiber und Philosophen, der römischen Juristen, der Bibel, der Kirchenväter und Theologen zu stützen.

In der Einleitung zeigt er, wie die von der Vernunft erkannte Natur der Dinge, die Gesamtheit menschlicher Bedürfnisse, soziale Gebilde schafft, die ohne eine Rechtsordnung nicht denkbar sind, und wie diese Rechtsordnung durch die offenbarten Gebote Gottes vollendet wird. Wenn nun, folgert er, keine Gemeinschaft oder Genossenschaft von Personen, und wäre es auch eine Räuberbande, ohne Rechtsordnung bestehen kann, so auch die große Gemeinschaft der Völker. Die Völker sind nämlich zu einer Gemeinschaft verbunden, weil keins sich selbst genügt; jedes bedarf anderer Völker, zur Ergänzung seines Mangels an mancherlei Gütern oder als der Helfer zur Verteidigung gegen Feinde, zu welchem Zweck Bündnisse geschlossen zu werden pflegen. Mit den Verträgen tritt das positive Völkerrecht ins Leben. Das Naturrecht ist in Allem, was es unbedingt gebietet oder verbietet, als göttliches Recht unänderlich; in Beziehung auf das naturrechtlich Erlaubte können verschiedene Vereinbarungen beschloffen werden, so daß Widersprüche im positiven Recht nicht überraschen dürfen.

Die Darstellung des Völkerrechtes beginnt mit dem Nachweis, daß es gerechte Kriege geben könne. Das Recht zur Kriegsführung fließt aus der Pflicht der Selbsterhaltung; sein Recht mit Gewalt durchsetzen, wenn dadurch Rechte eines Dritten nicht verletzt werden, entspricht der Naturordnung. Der private Krieg, die Nothwehr des Einzelnen, hört auf, sobald der Staat hergestellt ist, kann aber, wenn der Staat versagt, wieder erlaubt werden. Der öffentliche Krieg, von dem nach Ueberwindung der Anarchie allein noch die Rede sein kann, ist entweder bellum *solemne ex jure gentium* oder *minus solemne*, formlos. Zur Solemnität des Krieges gehört, daß die höchsten Machthaber ihn führen und daß bei der Erklärung und Führung die hergebrachten Vorschriften beachtet werden. Wenn der feierliche Krieg als solcher gerecht genannt wird, so hat dieses Wort nur die Bedeutung von formgerecht; wie man eine Eheschließung, ein Testament *justum* nennt, wenn dabei alle vorgeschriebenen Formen beobachtet worden sind. (Hier hat das *justum* zugleich die Bedeutung von *giltig*.) Was unter höchsten Machthabern zu verstehen sei, welche Schwierigkeiten aus den verschiedenen Staatsverfassungen, aus der Deposition und Verzichtleistung oder Abdankung von Regenten entspringen, wird ausführlich unter-

sucht; eben so die Pflicht der Unterthanen und ihr Recht, den Gehorsam zu verweigern, wenn etwas dem Naturrecht oder einem ausdrücklichen göttlichen Gebot Widersprechendes befohlen wird.

Soll der Krieg nicht nur formell, sondern auch materiell, innerlich gerecht sein, so muß er eine gerechte Ursache haben. Nicht erlaubt ist, gegen einen Staat zu kämpfen, weil man fürchtet, daß seine Macht bei weiterem Wachsthum dem eigenen Staat gefährlich werden könne. Nützlich möge Das sein, aber gerecht sei es nicht. Das Leben, schreibt Grotius, ist so geartet, daß dem Einzelnen wie dem Staat volle Sicherheit niemals verbürgt werden kann; gegen nur mögliche zukünftige Gefahren soll man sich nicht mit Gewalt wehren, sondern mit Gottvertrauen waffnen und mit Vorsichtsmaßregeln, die Keinem schaden. Bekanntlich vermochte auch Bismarck Präventivkriege mit seinem Gewissen nicht zu vereinigen; doch giebt es Fälle, wo ein Präventivkrieg gerechtfertigt erscheint, weil die Gefahr überaus drohend ist und mit dem Krieg nicht nur dem eigenen Volk, sondern auch andern Völkern große Wohlthat erwiesen werden kann.

Nach Grotius ist ein Volk berechtigt, durch Krieg einen nothwendigen Durchmarsch zu erzwingen, wenn ihm die Erlaubniß dazu verweigert wird, wie den Israeliten von den Amorritern geschah. Wie das Marschiren und Reisen durch fremdes Gebiet, so ist auch der Waarentransport ein natürliches Recht, seine Hinderung ein gerechter Kriegsgrund. (Danach hätten jetzt sämtliche Neutrale einen vollgiltigen Grund, England den Krieg zu erklären.) Grotius hält auch den Krieg, der ein Unrecht bestrafen will, für erlaubt; Bismarck hat in Nikolsburg die selbe Ansicht seines Königs bekämpft. Gewöhnlich, sagt Grotius, verbinde sich diese Absicht mit dem eben so gerechten Zweck der Schadloshaltung. Aus bloßer Kampf- und Abenteuerlust Krieg zu führen, meint Grotius, überschreite die gewöhnliche Grenze menschlicher Verderbtheit; mit Recht nenne Aristoteles diese Artung thierische Wildheit (117, 16-17c). Auch um der Beute oder des Solbes willen die Waffen zu gebrauchen, sei nicht erlaubt. Unter den vierzehn Beweggründen zum Kriege, die einen Schein von Berechtigung haben, führt er an: bloßen Nutzen ohne Nothwendigkeit. Darin ist ihm beizustimmen, nicht aber, wenn er den Befreiungskampf eines unterjochten Volkes in diese Kategorie einbezieht. Uebrigens gelte auch für den Entschluß zum Krieg die allgemeine Regel, daß man niemals gegen sein Gewissen handeln darf, in zweifelhaften Fällen also auf den Krieg verzichten und durch Unterhandlungen aus Ziel zu gelangen suchen muß.

Der Erörterung Dessen, was im Krieg erlaubt sei, wird der heute allgemein anerkannte Grundsatz vorangestellt: Erlaubt ist Alles, was der Zweck des Krieges fordert. Die Frage, wie man sich Denen gegenüber zu verhalten habe, die dem Feind Gebrauchsgegenstände zuführen, wird nach Kategorien dieser Gegenstände entschieden. Wer dem Feind Kriegsbedarf, zunächst also Waffen, liefert, ist als Feind zu behandeln, denn er wirkt an der Seite des Feindes am Kriege mit. Luxuswaaren, Schauspieler und Dellkatesen soll man dem Feind nicht nur zuführen lassen, sondern die Zufuhr sogar begünstigen, weil sie geeignet sind, ihn zu schwächen. Bei Gütern, die im Krieg wie im Frieden gebraucht werden, wie Nahrungsmittel, Geld und Schiffe, hängt die Entscheidung von der Kriegslage ab. Ist sie so, daß der Gegner nicht überwunden werden kann, wenn die Zufuhr gestattet wird, dann ist es erlaubt, diese Gegenstände dem Liefernden Neutralen wegzunehmen, der aber Entschädigung fordern darf.

In einem Punkt geht Grotius, von der Barbarei seiner Zeit beeinflusst, weit über das heute geltende Recht hinaus: ihm scheint erlaubt, im feindlichen Land auch Nichtkombattanten, sogar Frauen und Kinder, zu töten, weil auch sie Schaden können; nach unseren Rechts- und Moralbegriffen dürfen sie erst dann an Leib und Leben gestraft werden, wenn sie geschadet haben. Die Verurtheilung des Francireurwesens läßt sich übrigens aus einem Vorgang der römischen Geschichte folgern, den Grotius erwähnt. Cicero erzählt ihn im ersten Kapitel des Ersten Buches *De officiis*. Ein Sohn des Cato Censorius stand im Heer des Konsuls Popilius. Die Legion, der er angehörte, wurde entlassen, der junge Cato aber blieb aus Freude am Krieg im Heer. Da schrieb der Vater an Popilius, wenn sein Sohn weiter kämpfen wolle, müsse er aufs Neue vereidigt werden, denn die erste Vereidigung gelte nach der Auflösung der Legion nicht mehr; ein seinem Eid entbundener Mann aber sei nicht mehr Krieger. Grotius freilich zieht daraus die Folgerung nicht, daß nur dem Krieger der Gebrauch der Waffe gegen den Feind erlaubt sei; er meint, die Auffassung Catos entspringe nicht dem Völkerrecht, sondern nur der römischen Disziplin, die alles Handeln dem Willen des Vorgesetzten unbedingt unterworfen habe, so daß bekanntlich eine ohne Erlaubniß oder gegen die ausdrückliche Anordnung des Oberbefehlshabers unternommene militärische Handlung auch dann mit dem Tod bestraft worden sei, wenn sie glücklich verlief. Aber die beiden alten Heiden stehen auf einer höheren Stufe der Moralität als der Christ des sieben-

zehnten Jahrhunderts. Cicero leitet die Erzählung mit den Worten ein: „Für den streng sittlichen Charakter (die aequitas) der Kriegsführung hat das römische Volk durch sein Fetialeninstitut höchst gewissenhaft (sanctissime) gesorgt. Danach ist ein Krieg nur dann gerecht, wenn zuvor vergebens Genugthuung gefordert und wenn der Krieg in gebührender Weise angekündigt und erklärt worden ist.“ Und er schließt mit den Worten: „Mit so peinlicher Achtung der Rechtsregeln verfuhr man (adeo summa erat observatio) bei der Kriegsführung.“ Schreibe doch Cato in seinem Brief: Etnem, der nicht Krieger ist, sei es nicht erlaubt, mit dem Feinde zu kämpfen. (Negat enim, jus esse, qui miles non sit, cum hoste pugnare.) Also Francireurs darf es nicht geben.

Zuletzt wird von der Pflicht, auch dem Feinde Treue und Glauben zu halten, und vom Friedensschluß gehandelt. Den Frieden habe man sich als Ziel im Krieg stets vor Augen zu halten. Die Mahnung zur Friedensliebe schließt Grotius mit dem Wunsch, Gott möge den Lenkern der Christenheit das Verständniß des göttlichen und menschlichen Rechtes verleihen und in ihnen das Bewußtsein ihres hohen Berufes, Menschenkinder, Deo carissimum animal, zu regiren, lebendig erhalten. Freiherr von Maday urtheilt in seinem Buch „Die moderne Diplomatie“: „In der Blüthezeit des Humanismus (die war ja anno 1623 längst der Barbarei gewichen) suchte Grotius mit der Medizin seines De jure belli et pacis dem stiechen Völkerrecht wieder auf die Beine zu helfen, freilich ohne jeden Erfolg, weil er nach der Weise ihm unbekannter chinesischer Vorläufer (und der ihm bekannten Scholastiker) das Völkerrecht aus einem voraussetzungslosen (vielmehr die göttliche Weltordnung voraussetzenden) aber intelligiblen Naturrecht ableiten wollte. Erst im achtzehnten Jahrhundert, namentlich durch Moser, wurde es aus dem philosophischen Traumreiche auf den geschichtlichen Felsgrund zurückführt.“ Aber Grotius stützt ja alle seine Regeln auf ge-

göttliche Vorgänge; und mit dem Zurückgreifen auf das göttliche Naturrecht verirrt er sich nicht in ein Traumreich, sondern gelangt auf den wirklichen und einzigen Felsgrund, den die Natur selbst darbietet. Die Gesetze sind es reale Bedürfnisse der Völker, die zur Schaffung eines positiven Rechtes drängen, und hängt der Ausschaffung einer Verfassung von Machtverhältnissen ab; doch werden die Natur der Dinge oder das Sittengesetz angekreuzt, um die Natur der Dinge oder das Sittengesetz aufrecht zu erhalten. Den Einwand, daß die Natur der Dinge oder das Sittengesetz nicht geben, weil ihm die Exekutivgewalt fehlt, weist er zurück, es habe sogar zwei Exekutoren: das Gewissen,

(wir sagen heute: die Oeffentliche Meinung). Das Gewissen ist nach der katholischen Definition *dictamen practicum rationis*, also das Selbe, was Kant die praktische Vernunft nennt; diese erkennt eben die Natur der Dinge, erkennt, daß Selbsterhaltung auch für ein Volk Pflicht, Krieg zum Zweck der Selbsterhaltung darum erlaubt ist. Des Grotius edles Bemühen hatte gerade deshalb keine Wirkung, weil im Schrecklichsten aller christlichen Jahrhunderte die Exekutoren schloßen: die Herzen waren verhärtet, die Gewissen durch Aberglauben und Theologasterel verschroben, eine gesunde Oeffentliche Meinung nicht zu hören. Die neuhumanistische Bewegung des achtzehnten Jahrhundert hat die Herzen erweicht, wieder menschlich gemacht und eine die Kulturwelt beherrschende Oeffentliche Meinung geschaffen. Daß Unrecht für Recht zu erklären, seinen Standpunkt jenseits von Gut und Böse zu wählen, wagt heute kein Volk, keine Regierung mehr. Alle versuchen, namentlich auch den Entschluß zum Krieg vor dem Gewissen zu rechtfertigen.

Daß aber die Natur der Dinge sich gegen alles Widerstreben von Interessenten schließlich durchsetzt, zeigt besonders deutlich das Seerecht. Aus der Natur des Meeres folgert Grotius das Recht aller Völker auf seine ungehinderte Benützung. Dem Gegenstand, außer einem Abschnitt im großen Werk, eine besondere Schrift, *Mare liberum*, zu widmen, veranlaßte ihn die Anmaßung der Portugiesen, die den Holländern den Handelsverkehr mit Ceylon, Java und den Molukken wehren wollten. (Seine Landsleute habens freilich, nachdem sie seemächtig geworden waren, um kein Haar besser getrieben als die Portugiesen.) Das Meer, sagte er, ist von der Natur oder, was das Selbe ist, von Gott zur Verkehrsstraße der Völker und zu ihrer Versorgung mit Fischen bestimmt. Da es für Alle ausreicht, sind Abkommen über die Benützung nicht nöthig, während geordnete Bodenbenützung ohne Eigenthumsrecht nicht denkbar ist. Ein Eigenthumsrecht auf Meeresstheile ist aber auch gar nicht möglich, weil auf dem Meer keine Grenzen zu ziehen sind. Auf dem Land wird das Eigenthumsrecht durch die Errichtung von Gebäuden, durch Mauern und Zäune sinnlich wahrnehmbar gemacht. Vom Meere können nur ganz kleine Theile, wie Häfen und Buchten, als privater oder Staatsbesitz abgegrenzt und gesichert werden. Abkommen über die Fischerei sind möglich und zulässig, wenn einem kleineren Meeresstheil Erschöpfung seines Schatzes an Wasserthieren droht. Der Versuch, andere Völker von der Benützung des Meeres auszuschließen, ist eine Störung der hochwichtigen und wohlthätigen Einrichtung Gottes, daß kein Land, kein Himmelsstrich

alle zum Leben nothwendigen, nützlichen und des Lebens Unnehmlichkeiten erhöhenden Güter hervorbringt, darum die Völker zum Austausch ihrer besonderen Naturgaben genöthigt sind und so zu einer Gemeinschaft, zur Menschheit, verbunden werden.

Die Natur des Meeres konnte sich nicht sofort durchsetzen, weil sie nicht erkannt wurde, sich nicht geltend machte. Den Ozean zu befahren, hatten die Völker unseres Kulturkreises im Alterthum weder ein Bedürfnis noch die Möglichkeit. Ihr Meer war das Mittelmeer. Um dieses kämpften nach einander Kreter, Phönizier, Karthager, Römer, die es dann ganz beherrschten und durch Vernichtung der Seeräuberei zu Dem machten, wozu es bestimmt war: zur offenen Verkehrsstraße der Bewohner seiner Küsten. Nicht dieses Meer selbst, sondern der Handelsverkehr auf ihm wurde dann in der christlichen Zeit wieder Streitgegenstand; und eine Seeherrschaft war möglich, weil es immer nur wenige seefahrende Staaten gab, deren einer durch Vernichtung der Handelsflotten der Konkurrenten ein Monopol des Seehandels erringen konnte. So haben Pisaner, Genuesen, Venezianer, Türken einander verdrängt und für den Mißbrauch des Meeres gestraft, bis zuletzt die Piraterie der Barbaren den geordneten Handel für eine Weile ein Ende machte. Eben so verliefen die Dinge auf dem Ozean, auf den die Verbesserung der Schifffahrt den Schauplatz der Handelskämpfe verlegte. Die Benützung des Weltmeeres wurde nicht sofort Bedürfnis aller Nationen, sondern Spanier und Portugiesen, Holländer, Engländer lösten einander in der beschriebenen Art der Seeherrschaft ab und strafte einander für diese Verfündigung am Naturrecht. Voraussetzung dieser Seeherrschaft war, daß der Seehandel, aus der Piraterie geboren, von ihr kaum zu unterscheiden war. Kriegsschiffe und Handelsschiffe waren keine streng von einander geschiedenen Kategorien; die Rauffahrer waren bewaffnet, die Kriegsschiffe die unentbehrlichen Instrumente des Handels.

Die Entwidlung der Schifffahrt hat endlich auch die Anerkennung der Natur des Ozeans durchgesetzt und ihn seiner Bestimmung übergeben. Die Erleichterung und Verbilligung des Seeverkehrs durch die Erfindung des Dampfschiffes hat die Personen- und Warenbeförderung über See zum Bedürfnis und Brauch aller Völker gemacht, den keine Kriegsflotte beseitigen kann. In der Zeit der sogenannten Seeherrschaften war der Krieg der Normalzustand; hat doch der Krieg zwischen Holland und Spanien achtzig Jahre gedauert. Bei unserer Art der Kriegsführung würde schon die fünfjährige Dauer den Tod der kämpfenden Völker bewirken; darum ist Friede der Normalzu-

stand. Im Frieden aber können Kriegsschiffe dem Handel anderer Völker gar nichts anhaben. Die englische Kriegsslotte hat nichts dagegen zu thun vermocht, daß in einer Zeit, wo es noch kein Deutsches Reich und keine deutsche Flotte gab, Hamburg der größte Handelshafen Europas wurde und daß in den letzten Jahrzehnten Deutschland und Nordamerika sich zu ebenbürtigen Konkurrenten Englands emporgeschwungen haben. Jetzt kann es freilich den Seeverkehr sperren und das Wirthschaftsleben der ganzen Welt schädigen. Aber das Wort Seeherrschaft ist heute nur noch eine unzeitgemäße Phrase; und das auß Naturrecht gegründete Mare liberum des Hugo Grotius hat sich durchgesetzt.

Reiße.

Dr. Karl Jentsch.



Besuch.

Eines Abends lag ich ermattet in meinem Zimmer; da trat eine Gestalt ein. Sie war gekommen, ohne die verschlossene Thür geöffnet zu haben, und setzte sich zu mir an mein Lager.

Ihr Gesicht war regelmäßig, aber ohne jeden Ausdruck; einfach ein Gesicht. Ihre Augen zeigten keinerlei Farbe, Augen. Aber eine seltsame Gewalt schien ihnen gegeben; wenn ich diese Augen auf mich gerichtet fühlte, war ich nicht mehr im Stande, mich zu rühren, und alle Kräfte und Fähigkeiten meines Wesens schwan- den allmählich. Zuerst verließ mich die erhabenste, beseligendste Kraft unserer Seele: der Gedanke.

„Wer bist Du,“ fragte ich bang die Gestalt an meinem Lager, „bist Du der Tod?“ Die Gestalt blieb stumm. Ich fühlte, wie der Wille aus mir entwich.

„Wer bist Du?“ fragte ich wieder; „bist Du die Sorge?“

Wieder ward mir keine Antwort. Nun glitt die Fähigkeit zur Freude aus mir, hinaus, ins Nichts.

„Bist Du die Enttäuschung?“

Abermals nichts. Nun fühlte ich, wie die Augen der Fremden unerbittlich auch die Fähigkeit aus mir sogen, die uns von allen die zum Leben unentbehrlichste ist: die Fähigkeit, zu leiden und das Leiden zu ertragen.

Nur die vegetirende Masse meines Körpers war geblieben. Die Gestalt erhob sich. Da bat ich: „Du hast mir Alles genommen; so laß mich wenigstens wissen, wer Du bist, Du, fürchtbarer als Tod und Sorge und Enttäuschung!“

„Ich bin der Alltag“, antwortete die Erscheinung; und war verschwunden.

Wien.

Moriz Scherer.

Außerordentliche Kriegsgerichte.

Die einheitliche Strafgerichtsorganisation des Deutschen Reiches ist vom Krieg nicht unberührt geblieben. Das fast in Vergessenheit gerathene Institut der „Außerordentlichen Kriegsgerichte“ hat der Krieg in neues Leben erweckt. Nicht einheitlich für das Reichsgebiet ließ der Kriegszustand diese Gerichte wieder entstehen. Dem jeweilig höchsten militärischen Befehlsträger der einzelnen Reichstheile war auf Grund des preussischen Gesetzes vom vierten Juni 1851 über den Belagerungszustand (das durch den Artikel 68 der Reichsverfassung reichsrechtliche Geltung erhielt) für sein Kommandogebiet die Einsetzung dieser Ausnahmegerichte vorbehalten. Seinem Ermessen blieb, als der vollziehenden Gewalt, überlassen, ob er durch eine Zusatzmaßregel zu dem vom Kaiser für das Reichsgebiet erklärten Belagerungszustand auch die Aburtheilung von Civilisten für bestimmte Delikte in Anspruch nehmen wolle. So konnte der einzelne Militärbefehlshaber den Kriegszustand durch die Einsetzung Außerordentlicher Kriegsgerichte verschärfen, die nicht nur für alle Uebertretungen der vom Militärbefehlshaber im Interesse der öffentlichen Sicherheit (§ 9b des Belagerungsgesetzes) erlassenen Verbote zuständig sind, sondern auch für Verbrechen, die das Belagerungsgesetz (§ 10) einzeln aufzählt; über Hoch- und Landesverrath, Mord, Raub, Erpressung, Gefangenenbefreiung und Aehnliches hat das Außerordentliche Kriegsgericht zu urtheilen.

Von Einheit der Strafgerichtsorganisation kann also für die Dauer des Krieges nicht die Rede sein. Die That, die an einem bestimmten Ort gethan, von dem Schöffengericht, der Strafkammer, dem Schwurgericht oder (bei Hoch- oder Landesverrath) dem Reichsgericht zu ergründen und zu sühnen, danach (sofern nicht das Reichsgericht schon in Erster Instanz zuständig war) im weiteren Instanzenzug nachzuprüfen ist, kommt vielleicht in einem Nachbarort vor das Außerordentliche Kriegsgericht. Wollte man den so für das Reich geschaffenen Rechtszustand graphisch darstellen: die Zeichnung würde an die Tage trauriger Rechtszerrissenheit erinnern und Manchem die Frage aufdrängen, ob den Bewohnern eines von feindlichem Einfall nicht bedrohten Landestheiles wirklich zuzutrauen sei, daß sie nur unter dem Zwang rasch arbeitender

und jede Nachprüfung ausschließender Sondergerichte die Achtung vor öffentlicher Sicherheit und Ordnung bewahren.

Nicht einmal die Bürgschaften, die unsere Strafprozeßordnung dem Angeklagten zu gewähren sucht und die, wie die dem Reichstag vorgelegten Entwürfe beweisen, auch der Regierung unzulänglich scheinen, sind im Bezirk der Außerordentlichen Kriegsgerichte in Geltung. Ein Ermittlungsverfahren, als Vorbereitung der Anklage und der Hauptverhandlung, giebt es da nicht; deshalb auch keine Anklageschrift, die im ordentlichen Rechtsverfahren die wesentlichen Ergebnisse der Ermittlungen schildert, die Beweismittel und das anzuwendende Strafgesetz bezeichnet. Zu gerichtlicher Vorprüfung der Frage, ob eine Hauptverhandlung nothwendig sei, ist nirgends Raum. Bringt der Staatsanwalt, der in diesem Verfahren „Berichtserstatter“ heißt, die Sache vor das Außerordentliche Kriegsgericht, so bestimmt es einen Verhandlungstermin, ohne den Angeklagten zuvor auch nur zu hören. An eine Ladungsfrist, zwischen Terminsverkündung und Hauptverhandlung, ist das Gericht nicht gebunden. Vielleicht lehrt erst der Vortrag des „Berichtserstatters“ den Angeklagten, was ihm vorgeworfen wird und wie dieser Thatbestand die Anwendung eines bestimmten Strafgesetzes rechtfertigen soll. Beweisangebote des Angeklagten braucht das Gericht nicht anzunehmen; nicht einmal (was im ordentlichen Verfahren Grundsatz ist) über diese Anträge einen mit Gründen versehenen Beschluß zu verkünden. Ob es Zeugen, deren Aussage schriftlich vorliegt, auch persönlich sehen und hören will, steht ganz in seinem Belieben. Eben so, wann und wie oft es den Angeklagten während der Beweisaufnahme hören und auf eine mögliche Veränderung der Rechtslage hinweisen will; kein Gesetz schafft hier feste Regeln. Zwar wird der Vorsitzende, der vom Vorstand des örtlichen Civilgerichtes aus der Richterschaft zu wählen ist, sich gern an die Vorschriften der Strafprozeßordnung halten; doch eben nur da, wo seinem subjektiven Ermessen die Beachtung dieser Vorschriften nöthig scheint: denn ihn bindet keine Gesetzesbestimmung. Und hätte er eine mißachtet, so bliebe das Urtheil, da Berufung und Revision fehlt, dennoch in Rechtskraft und wäre sofort vollstreckbar. Länger als vierundzwanzig Stunden darf die Vollstreckung nur ausgesetzt werden, wenn es sich um ein vom Militärbefehlshaber zu bestätigendes Todesurtheil handelt.

Nicht nur in Nebendingen ist also dieses Gerichtsverfahren vom ordentlichen verschieden. Gewiß; auch in diesem Verfahren

kann Recht gefunden werden; und wir dürfen nicht glauben, daß nach so ungehemmter, so unprüfbarer Prozedur die Zahl der Fehlurtheile auf Gipfel steigen müsse. Immerhin birgt dieses Verfahren mehr Fehlerquellen in sich als das ordentliche: und deshalb sollte es auf den äußersten Nothfall beschränkt werden. Tritt dieser Nothfall noch so oft ein, wie bei der Verkündung des Kriegszustandes angenommen wurde? Daß müßte der Gegenstand einer sorgsamten Nachprüfung sein. Länger schon, als beim Erlaß der das ordentliche Gerichtsverfahren einschränkenden Verfügungen zu erwarten war, dauert der Kriegszustand und sein Ende ist noch nicht abzusehen. Ein Ausnahmezustand, der für kurze Zeit erträglich, sogar gedehlich sein mag, kann auf die Dauer schmerzhaft fühlbar werden. Ueberall ist dem deutschen Volk das Bewußtsein der Nothwendigkeit, dem im Krieg erhöhten Bedürfniß öffentlicher Sicherheit nichts schuldig zu bleiben, in Fleisch und Blut übergegangen. Es bedarf keiner Eijustiz, um die Bürger in Schranken zu halten. Ernste Bedenken regt aber die Thatsache an, daß im Bezirk Außerordentlicher Kriegsgerichte alle Verfehlungen gegen die im Interesse der öffentlichen Sicherheit vom Militärbefehlshaber erlassenen Verbote in diesem summarischen Verfahren erledigt werden. Eine Fülle neuer Verbote ist entstanden; daran knüpft sich der Streit über den Geltungsbereich der einzelnen Verbote und manche noch subtilere Rechtsfrage. Jeder Blick in eine Juristenzeitschrift lehrt, wie hart bei der Auslegung solcher Verordnung oft die Meinungen der Fachmänner aufeinanderplagen, wie oft aus Bezirken, in denen die Gerichtsorganisation des Alltags noch gilt, der Ruf an das Reichsgericht ergeht (dessen Senate sich manchmal selbst nicht auf eine Meinung zu einigen vermochten). Soll, wo es sich um so heikle Rechtsfragen, um so viele Verordnungen handelt und jeder Bürger in Konfliktgefahr kommen kann, der Eine auf ein summarisches Verfahren angewiesen sein, während der Andere sich in einem mit starken Rechtsgarantien umgebenen Verfahren zu verantworten hat und hinterdrein noch mindestens eine neue Instanz anrufen darf? Konnte in diesem Krieg irgendwo die Meinung entstehen, unser ordentliches Gerichtsverfahren habe sich nicht bewährt? Nur da, wo dringende Noth es fordert, sollte ein vom Geist moderner Rechtsanschauung erfüllter Staat in ein wesentlich einfacheren Lebensverhältnissen angepaßtes, längst aber veraltetes Gerichtsverfahren zurückkehren.

Rechtsanwalt Dr. Max Alsb erg.

Künstler und Philosophen.

Die künstlerische Schöpfung hat den selben letzten Inhalt wie die philosophische; Beide sind, heraus aus der relativen Welt des dingslich Vielen; Besinnung unseres Lebens auf das Absolute, geistig Eine. Der Strom der künstlerischen Begeisterung geht sogar, wo er am Breitesten ist, in das Meer der Abstraktion; Dichter formuliren den Hauptgedanken von der Relativität und Negativität der Welt mit einer Kraft und Klarheit, die an den Ausdruck des philosophischen Systematikers heranstreift. Man lese Calderons Verse:

„In den Räumen
dieser Wunderwelt ist eben
nur ein Traum das ganze Leben;
und der Mensch (Das seh ich nun)
träumt sein ganzes Sein und Thun,
bis zulezt die Traum' entschweben.
König sei er, träumt der König;
und in diesen Wahn versenkt,
herrscht, gebietet er und lenkt.
Alles ist ihm unterthänig;
doch es bleibt davon ihm wenig...
Auch der Reiche träumt; ihm zeigen
Schätze sich, doch ohne Frieden.
Auch der Arme träumt hienieden,
er sei lebend und leibeigen.
Träumet, wer beginnt, zu steigen;
träumet, wer da sorgt und rennt;
träumet, wer von Haß entbrennt;
kurz, auf diesem Erdenballe
träumen, was sie leben, Alle,
ob es Keiner gleich erkennt.
So auch träumt mir jezt, ich sei
hier gefangen und gebunden;
und einst träumte mir von Stunden,
da ich glücklich war und frei.
Was ist Leben? Raserei!
Was ist Leben? Hohler Schaum,
ein Gedicht, ein Schatten kaum!
Wenig kann das Glüd uns geben:
denn ein Traum ist alles Leben
und die Träume selbst sind Traum.“

Uehnlich hatte schon Pindar gesungen: das Leben ist eines Schattens Traumgesicht; und Shakespeare im Sturm: Wir sind gleichen Stoffs mit dem der Träume.

Kommen nun aber auch die Dichter mit den Philosophen wesentlich überein, so philosophiren sie doch noch keineswegs (denn sie entwickeln und befestigen nicht Gedanken, sprechen nur Resultat oder nur Stimmung des Denkens aus, öfter noch lediglich faustische Sehnsucht, die zuletzt nicht anders denn schwammig schweifendes, unreifes, jugendliches Philosophiren genannt werden kann) und machen deshalb wahrlich nicht etwa die Philosophen unnöthig. Dies so wenig, daß sie selber der Philosophen nicht enttrathen können; die Größten unter den Künstlern haben Das gewußt und gezeigt: Michelangelo in seinem Verhältniß zu Platon, Goethe in seinem Verhältniß zu Spinoza. Wir dürfen nicht über dem gleichen Was bei Künstlern und Philosophen ihr ungleiches Wie aus der Acht lassen: der geistige Inhalt geht ihnen in verschiedenen Modifikationen auf, die verschiedenartige Wirkung üben auch auf sie selber. Was der Künstler im Bild vorstellt und darstellt, Das hat der Philosoph unumwunden, in der Art der wissenschaftlichen Demonstration. Gleich ihr besitzt die Philosophie Klarheit und Sicherheit, wodurch sie Macht erhält, das geistige Symbol (für die Geistigen) förmlich prosaisch begreiflich zu machen, obwohl die Philosophie selbst, ihrem Wesen nach, so über der Prosa und der Wissenschaft steht wie Kunst, und hat, gleich dieser, ihr Leben aus der Phantasie, also aus der Weite des Gedankens. Dem letzten Inhalt und Wesen nach stimmen Kunst und Philosophie zusammen. Wenn der Dichter sagt, wir Menschen sind gleichen Stoffs mit dem der Träume, so sagt er das Selbe wie der Philosoph, der sagt: das Denken und die Ausdehnung (oder die Dinge) sind nur Attribute der Substanz, sind von den unendlich vielen Attributen der Substanz die beiden uns bekannten Attribute, anders ausgedrückt: Dasjenige, worin wir Menschen unsere Relativität haben. Enthält dieses Wort Spinozas von der Substanz und den unendlich vielen Attributen keine Phantasie? Die überschwänglichste, die je in eines Menschen Herz und Kopf gekommen; und sie bringt des Menschen Herz und Kopf zur Ruhe, indem sie mit der Negativität und Relativität zugleich das Positive und Absolute bewußt macht; die größte wissenschaftlich-philosophische Phantasie der Wahrheit (man vergleiche damit die übrigen philosophischen Aussagen vom Absoluten), größer als irgendwelche Phantasie der Dichtung. Denn Dichtung vergleicht das Eine aus unserer Welt mit dem Anderen aus unserer Welt; hier aber wird unsere Welt zum Gleichniß (wir staunen, daß wir Solches ins Bewußtsein zu fassen vermögen) und setzt uns

das denkbare Ganze unserer einen Relativität in die Phantasie von zahllosen Relativitäten und damit in die Phantasie von dem nicht denkbaren gänzlich Anderen und Ungeheuren des absoluten Wesens. Ein Philosophiewerk und ein Kunstwerk, was ist es Anderes als das Wagniß, hinauszugehen über das Menschliche; im Werk Spinozas und zuhöchst in diesem Werk ist das Wagniß völlig geglückt. Die Substanz oder Gott oder alle Attribute Gottes: unendlich viele Attribute, so verschieden allesammt unter einander, wie diese beiden unseres Denkens und unserer Ausdehnung von einander verschieden sind; derart, daß die Relativität anderer Attribute in keinem Punkt hat von der Relativität unserer Welt, gar nichts von unserem Denken und unserer Ausdehnung, so wenig wie unsere Relativität gemein hat mit der Art der übrigen Relativitäten; somit eine Fülle grundverschiedener Welten, jede von der Gottheit ein anderer Huldgedanke und jede in sich ewiges Wesen ausdrückend, aber alle die unendlich vielen Welten nicht neben, sondern in einander, ohne ineinanderzugreifen, ganz so wie (Das ist die am Stärksten aufrüttelnde und erweckende unter unseren Erkenntnissen) unsere Welten des Denkens und der Ausdehnung in einander sind. . . Ja, Substanz und ihre unendlich vielen Attribute, Das zieht uns Sonnenstaub aus dem Staube, durchbricht den Naturhorizont von Sonnensystem, Fixsternen und Nebelflecken und erhöht den Sinn herrlich hinaus über die spleißbürgerlich hochfliegende Beschränktheit vom Himmel über uns und vom Sittengesetz in uns; und, nein, es giebt kein Wort dichterischer Phantasie, diesem gleich an Kühnheit, erhabener Gluth, Pracht und wundermächtiger Seligkeit; und wer dieses Wort der Wahrheit zu fassen vermag, Der hält es, es hält ihn und er ruht darauf unüberwindlich als auf einem Felsen.

Die Philosophie in unmittelbarer, unverkennbarer Anknüpfung an das profaisch-wissenschaftliche Denken logisch deutlich, systematisch entwickelnd, macht sehen die Wirklichkeit (Spinoza nennt die Demonstrationen die Augen des Bewußtseins), macht sehen das eine Wirkliche, was dem wirklich Sehenden Festigkeit und Frieden giebt. Das giebt Kunst nicht und dazu vermögen Künstler durch sich selber nicht zu gelangen; vielmehr gewahrt man an Künstlern, die keinen anderen Leitstern haben als Kunst, ein Läßigwerden der Triebe, Verweichlichung und Verweiblichung des Wesens. Hiermit ist das allgemeine Leiden der Künstler getroffen, womit sie viel Leiden Anderer verursachen; Schwache, mehr zu beklagen als zu verklagen, können gefährlicher sein als

Schurken. Die Kunst, mit ihrem Gebundensein an die Bildhaftigkeit und das Naturgefühl unserer menschweltlichen Relativität, an die Wahrheit im eingehüllten Zustand, macht nicht dauernd und für das Ganze ihres Lebens die Künstler frei und bringt sie nimmer zur gesicherten und positiven Erfassung der Abstraktion; sie bleiben dem Stoffe mehr verhaftet als die Philosophen und seine Schrecken haben größere Gewalt über sie. Das wird bewiesen durch ihre melancholischen Anwandlungen, durch ihre Berührung mit dem Wahnsinn; und wohl nur wenige von ihnen müßten erst ausziehen, um das Gruseln zu lernen. Sie leiden viel; es zu gestehen, hindert sie, wenn nicht Furcht, so doch Scham, die auch sie zurückhält, von den Entzückungen ihres Schauens das Rechte und Geheimste ohne Schleier zu offenbaren. Selten werden sie der dunklen Hinderungen ganz Herr, zuletzt hat auch ihre Freude Leid in sich; während die Philosophen zu Seelenruhe und Heiterkeit hindurchdringen. Philosophie ist vergleichbar der Pyramide, deren Bau, bis zur Spitze hinauf, fest steht und ruht auf breiter, unerschütterlicher Grundlage; Kunst hingegen gleicht der Kugel, der immer beweglichen, nur auf einem Punkt ruhenden, jedesmal auf einem anderen. So mag's gelten, die verschiedenartige Naturfarbe zu erläutern, das verschiedene Naturell der beiden, auf dem Grunde der absoluten Besinnung gleichen Charaktere, je nachdem sie modifizirt erscheinen entweder durch Philosophie oder durch Kunst, die Festigkeit und Sicherheit der einen, das Schwankende der anderen.

Und die Künstler haben nicht Genüge an der Kunst, weil sie grundgleichen Wesens und gleichen Blutes sind mit den Philosophen; und darum ist es, daß sie eine verhöhlene Konkurrenz mit den Philosophen treiben. Ueberall berühren sie die letzten Gedankenreihen und suchen geradezu philosophischen Ausdruck, hundertmal eher als die Philosophen dichterischen. Wirklich philosophiren und zugleich auch wirklich dichten gekonnt hat nur Platon, das Wunder und Doppelwunder eines Dichters und Philosophen, der einzige wahrhafte Dichterphilosoph. Gäbe es doch einen Himmel, der uns bewahrte vor den modernen, nach der heruntergebrachten Vorstellung von Dichtung und von Philosophie so genannten Dichterphilosophen! Durchweg gilt: kein Philosoph ist Dichter, kein Dichter ist Philosoph; und Mischerei von Dichtung und Philosophie ist das Weder-Noch, womit sie dem Teufel in die Arme springen; wenn ich Platon einen Dichterphilosophen nenne, so soll er damit bei Leibe nicht gekennzeichnet sein als Geschöpf zarter Mitte zwischen Dichtung und

Philosophie, sondern eben als Philosoph und Dichter, dessen Dichtung Ornamentik ist zum philosophisch Konstruktiven und der gleichsam von der Natur bestimmt scheint, die Wesensgleichheit der Philosophie und Kunst vor Augen zu bringen und die Brücke zwischen Beiden, die von den Philosophen wie von den Künstlern zu beschreiten ist. Aber Thatsache bleibt: auch Alleindichter wollen nicht allein Dichter sein, sondern zugleich einen gedankenfesten Bau aus ihrem Innersten errichten; was unmöglich gelingen kann. Flammenhaft schwankend und bleibend nur ist die Bewegung des Gedankens in der künstlerischen Phantasie, und noch viel zu flammenhaft bunt. Doch sie wollen philosophiren, meinen, es zu thun und gethan zu haben, bleiben davon dennoch im Grunde unbefriedigt, und Die, denen noch am Besten das Denken einigermaßen in Takt und Tempo gelang, suchen alsdann die wirkliche Philosophie, wo sie die neutrale Wahrheit und Urheit für die Geistigen aller Modifikationen, auch für sich selbst, ausgesprochen finden und lehnen an einen Philosophen sich an. Wie Goethe an Spinoza.

Gewiß war Goethe dem Spinoza kongenial, auch in Gedanken, aber hierin als der Große dem Größeren: „Ich fühle mich Spinoza auf das Innigste verwandt, obwohl sein Geist viel klarer und tiefer ist als der meinige.“ Sehr innig war die Verwandtschaft und Beziehung. Was darüber zu wissen, ist nicht erschöpft durch Goethes eigene begeisterte Aeußerungen und nicht mit der Kenntniß seiner Abhängigkeit von Spinoza in einzelnen Gedanken und Ausdrücken, noch auch, indem man die Wahrheit empfindet: „Die Lehre Spinozas, aus der mathematischen Hülle entpuppt, umflattert uns als goethisches Lied“, der Lyriker Goethe verdankt seiner Vertrautheit mit Spinoza wohl nicht weniger als etwa seiner Vertrautheit mit dem Volksgefäng. Viel mehr aber noch bedeutet: daß der Lebenspraktiker Goethe völlig spinozistisch geworden, daß er bei Beurtheilung der vielen Menschen, mit denen er zusammentraf, jegliche moralische Kritik zum Schweigen zu bringen, auch gegenüber seinen Feinden von allem Affekt sich frei zu machen verstand und daß schließlich, wie seine Lebenstechnik und sein Lebensstakt, so auch seine ganze Aeußerungsweise und das Instrument seiner Sprache, — nun, vom klassischen Muster in den Wahlverwandtschaften bis zum resignirtesten und blassesten Geheimrathsspiel, was haben wir daran Anderes als die Betrachtung *sub specie aeterni* und eine Art Sprechen *more geometrico*? So daß man sagen möchte: Der ältere Goethe hat die mathematische Hülle angezogen. Das ist die weit-

aus bedeutendste von den Nachahmungen verschiedenartiger Stile, in denen wir Goethe, trotz all seiner nie genug zu bewundernden Wunderbarkeit und originalen Hoheit, begriffen finden; da ist mehr als Nachahmung, weil darin Nachahmung und verwandter Geist sich durchdringen; und ist nicht etwa nur literarische Modifikation, sondern Modifikation und Modellirung der ganzen Persönlichkeit. Hinter dieser Hülle steht die Größe und eiserne Festigkeit von Goethes Charakter und Lebensführung; und wir erkennen, daß der Geist der Ewigkeit wahrhaft sein ganzes inneres Dasein durchheiligte. Wie viel dazu das großartige Beispiel und der Segen des Philosophen Spinoza geholfen, Das wollen wir nicht verkennen bei dem Dichter, der keineswegs immer in allen Angelegenheiten (in den Liebesangelegenheiten nicht) die Haltung und Souveränität erreichte, die er für sich wünschen mußte, und der so klar ausgesprochen hat, „daß die Muse zu begleiten, doch zu leiten nicht versteht“.

Das haben viele Künstler erfahren, sich aber deshalb noch nicht leiten lassen von Dem, was leiten kann. Im Gegentheil. Je geringer die Künstler und je mehr solche von ihnen philosophischen Halt nöthig hätten, die so wenig allein aufrecht stehen können wie ein leerer Saß, desto eigenfinniger pflegen sie gegen ihr Heil sich zu sträuben. Von Philosophie wollen sie nichts wissen. Weil sie von Philosophie nichts wissen! Weil sie nicht ahnen, was Philosophie ist und leistet und sie, die Künstler, ganz im Besonderen angeht; weil sie die Philosophen verwechseln mit Jenen, die zu den Anderen gehören. Aber Zweierlei ist nicht Einerlei, trotz bestehender Namensgemeinschaft nicht; Zweierlei übrigens genau wie in ihrem eigenen Haus, wo ja doch auch zwischen den echten Künstlern und den anderen Künstlern unterschieden wird. So dürfen sie denn auch nicht die wahrhaften Philosophen mit den Metaphysikern zusammenwerfen und nicht glauben, daß Platon und Spinoza von der selben Art seien wie Immanuel Kant, der mit überschwemmender Wirkung unsere Welt von Neuem scholastifizirt hat, oder gar wie die Philosophie-Philologen von heute, die Oeden und Puzigen an unseren Universitäten. „Die Philosophie der Kunst“, wie sie von Denen hervorgebracht wird, ist für die Künstler ein Popanz und Gelächter; und die Philosophie-Professoren der Scholastik sind damit das genaue Gegentheil von Dem, was, nach der Stellung der Philosophie zur Kunst, die Philosophen den Künstlern sein sollten. Das kommt daher, daß die Philosophie-Professoren durchweg das Gegentheil zu sein pflegen von Philosophen, mit allen ihren Philosophie-Gegenstän-

den, und nicht allein keine Professoren für, sondern welche gegen Philosophie; und daher kommt denn auch, was für die Künstler kommt. Wer müßte mehr sich kümmern um die Philosophie der Kunst oder die Aesthetik als die Künstler; wer aber kümmert sich weniger darum als die Künstler? Die Aesthetik sehen sie an als ein Gespinnst kurioser Leute, die gar kein Verhältniß haben zur Kunst und keins zu den Künstlern; sie entdecken da keinerlei Zusammenhang, weder mit ihrer Praxis noch mit ihrer Art des Auffassens, Empfindens, Denkens; da kommt nichts vor von den künstlerischen Naturen, in denen die Idee, die Erfindung und die Phantasie ihres Schaffens wurzelt; sie werden nicht aufgeklärt über die Besonderheit ihrer Naturen und nicht über den Sinn der Begeisterung, als deren Werkzeug sie sich finden bei seltsamen Schöpfungen, so völlig und gewaltig abweichend von allem übrigen Werk der Menschen, unbegreifliche Hervorbringungen innerhalb der Menschenwelt! Indem nun aber die Künstler sich abkehren von Leuten, durch die freilich sie über die Philosophie und die Herzensbedeutung, Herzensunentbehrlichkeit und Herzensunersehllichkeit der Philosophie nichts erfahren können; die, selber erstarrt vom Froste der Scholastik, Andere nicht zu wärmen vermögen; und, von denen geleitet, sie zur verkehrten Thür hineingerathen würden ins ganz Andere, — indem sie, solche Leute verwechselnd mit den Philosophen, die Philosophen und die Philosophie verwerfen und befehden, thun sie, was nicht ungestraft sich thun läßt, was überhaupt von ihnen nicht eigentlich gethan werden kann. Denn sie kommen ohne Philosophen nicht aus; ja, wer kommt denn ohne Philosophie aus, ohne wirkliches Denken, als allein die wirklich Gedankenlosen? Schwer scheint aber begreiflich, daß die Gedanken nicht anders sich in Ordnung bringen lassen als durch Denken, nur durch systematisches Denken, durch Philosophie, und daß es keine Bildung geben kann als mit philosophischem Denken. Was Einer übrigens sein und wissen mag: denkt er nicht auch philosophisch, so bleibt er roh, wüß, abenteuerlichen Verstandes, und wenn es ihm ernst ist, eine selbstquälerische und Andere quälende Existenz. Wer nicht philosophisch denkt, Der denkt nicht; wer so vom Denken im Allgemeinen wohl hoch spricht, die besonderen philosophischen Gedanken jedoch nicht denken kann, Der kann überhaupt nicht denken. Philosophie ist Denken; wenn aber Philosophie kein Denken ist, dann ist gewiß auch nichts Anderes Denken und jedes Andere schlechter als Denken (was vollauf auch von dem „Denken“ gilt, womit unsere Empiriker die Philosophie ersetzen wol-

len). Keine Bildung ohne philosophische Erkenntniß: Das haben von Gebildeten die griechischen Gebildeten gewußt, nicht die schlechtesten der Welt und diejenigen, die am Wenigsten durch das Volksbewußtsein gebunden erscheinen: unter all dem Hohen, was sie besaßen, gestanden sie, gestand auch ein Veriß des höchsten Rang der Philosophie zu; nicht die Religion, sondern die Philosophie war ihnen Gewissen und Halt; und geistige Menschen sollten nicht zu allen Zeiten eben so von der Philosophie wissen? Schlimm, daß viele Künstler es nicht wissen; und da gerade die Künstler, wie wir sahen, am Wenigsten ohne Philosophie sein können, so setzen sie an die Stelle der Philosophie (o Jammer!) ihr Philosophiren. Das ist nicht schön, aber häßlich; und heißt nicht mehr eine verschämte Konkurrenz mit der Philosophie treiben. Künstler, die man am Hestigsten so und so schelten hört auf die Philosophie, die selben Künstler hört man zugleich fürchterlich selber philosophiren. Von der Kunst meinen sie nicht, daß sie durch Unkunst und Nichtkünstler hervorgebracht werden könne, aber von der Philosophie meinen sie offenbar (ganz so wie unsere wissenschaftlichen Empiriker), es lasse sich nur mit Unkenntniß und Verachtung ihrer philosophiren, und sie zeigen sich als Nichtdenker unternehmender im Denken, als Denker sind; sie verachten nicht allein auf die Gedanken herunter, sondern auch gleich mit auf alles Wissen und Lernen (ein alter Weiser hat gesagt: Wer nicht lernt, ist des Todes schuldig!): nur ihre wunderthätige Unwissenheit halten sie für geeignet, über Alles zu urtheilen, — als wenn der Körper ohne Nahrungsaufnahme sich behaupten und gesund sein wollte. Sehr viele Künstler trifft man in erstaunlicher Unwissenheit über die Geschichte und die Erzeugnisse der Kunst, die sich gewaltig darauf zu Gute thun, wie sie allem Denken über die Kunst aus dem Wege bleiben (reden dennoch viel, sehr viel woer'kunst uho' über ihre eigenen Werke im Besonderen, was sie dann aber merkwürdiger Weise keineswegs als nicht gedachtes, gedankenloses Geschwätz von Ignoranten genommen wissen möchten); und alle Aesthetiken verdammend, wurden die Meisten gar selber (durch ihr eigenes Philosophiren und durch das der Philosophen von ihrer Art und der Dichterphilosophen) zu Aestheten, zum Aergsten, wozu sie werden konnten. Aestheten: Das sind die schauderhaften Menschen der Selbstentwurzelung und der Selbstaushöhlung. Und so sind sie weiter ab von der Philosophie als jemals; in ihrem Leben nicht ein einziges Mal widerfuhr ihnen die Gewalt des Gedankens, die erschütternde Gewalt des Gedankens vom

Einen widerfuhr ihnen niemals in der Klarheit, Bestimmtheit, Unverlierbarkeit der philosophischen Erfassung; und darum sind sie so in der Irre. Sie ahnen nicht, welche die Gedanken der Philosophie sind, die wahrhaft denkbaren, innerlich widerspruchlosen, in aller Gesundheit lebendigen, Frucht bringenden, freimachenden, selig machenden, was Alles an diesen wahrhaften, redlichen Gedanken hängt auch für ihr Schaffen und für ihr Leben — denn sie können nicht leben, ohne daß sie den Kraftboden der Philosophie berühren —, und wie Künstler und Philosophen, trotzdem die Wege, die von ihnen beschritten werden müssen, sie weit auseinanderführen, wie sie dennoch herzinnig zusammengehören und auf einander angewiesen sind gegenüber dem Leben der Allgemeinheit; einem Leben, in dem nichts von der Wahrheit des Geistes, viel vom Aberglauben stets verwirklicht ist, wo in die Praktik der Vernunft immer und überall der Wahn hineinregirt und in manchen Zeiten ganz allein regirt.

Potsdam.

Konstantin Brunner.



Anzeigen.

Die moderne Diplomatie, ihre Entwicklungsgeschichte und ihre Reformmöglichkeiten von B. L. Freiherrn von Mackay. Literarische Anstalt von Rütten & Loening in Frankfurt.

An dem Streit um die Reformbedürftigkeit unserer Diplomatie kann ich mich wegen Mangels an Sachkenntniß nicht betheiligen; nur Eins glaube ich behaupten zu dürfen: daß eine Auslandspolitik, die nur Diplomatie ist, nichts Ersprießliches, am Wenigsten etwas Großes, zu leisten vermag. Ich unterscheide nämlich von der Diplomatie die Hohe Politik. Diese ist die Kunst des leitenden Staatsmannes (wenn, wie in England, eine Oligarchie die Geschäfte führt, der leitenden Männer), den Tendenzen der Völker- und Staatenentwicklung, den Bedürfnissen und Strebungen des eigenen Volkes die Ziele zu entnehmen, die er sich zu stecken hat; während Diplomatie die Hilfskunst ist, durch Verhandlungen mit den fremden Regierungen, durch Beeinflussung der Presse, der Oeffentlichen Meinung im In- und Auslande die Wege zum Ziel zu bahnen. Herr von Mackay nennt nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch Beides Diplomatie, unterscheidet aber von der alten Schachspiel-Diplomatie die Politik Bismarcks, die er als die ideale Politik schildert. Diese Unterscheidung nun fällt so ziemlich mit meiner zusammen, denn die Unterhandlungen der Organe des leitenden Staatsmannes können den Schachspielcharakter niemals ganz abstreifen; und Bismarck ist, während er nebenbei auch Diplomat

war, doch eben vor Allem als Staatsmann in meinem Sinn groß gewesen; auf die Ehrlichkeit, Offenheit, Grabsheit, strenge Sittlichkeit, die Bismarcks Politik adelte, werden die Helfer, die eigentlichen Diplomaten, wohl oft verzichteten müssen. Wenn Mackay in der Behandlung Oesterreichs und Rußlands ein Zurückdenken Bismarcks in die Methode der alten Diplomatie sieht, so fällt damit kein Schatten auf das glänzende Bild, das er von dem Meister der hohen Politik entwirft, das würdigste und schönste von allen Bildern, die ich kenne, denn „das tragische Loos, immer durch schwere Konflikte sich hindurchbringen zu müssen, wo die Noth Entschlüsse erzwingt, wo zum Vaterlandsverräter gestempelt wird, wer nicht die Gelegenheiten am Schopf ergreift, wie sie kommen, und Verachtung und Hohn dem Besten im Nacken sieht, der nicht den Erfolg auf seiner Seite hat, bleibt keinem großen Diplomaten (ich würde sagen: Staatsmann) erspart.“

Der geschichtliche Theil des Buches erzählt, wie die gegen Ende des Mittelalters geborene europäische Diplomatie im päpstlichen Rom ihr Gymnasium, in der Handelsrepublik Venedig ihr Hochschulstudium durchgemacht hat, das dann von den Seemächten zur Wissenschaft der Weltbeherrschung ausgebaut wurde. Im Mittelpunkt der Darstellung steht überall Bismarck; dann folgen einige Epigonen. Der den Reformen gewidmete Theil zeigt, welche Gefahren für die Gesundheit der Politik das parlamentarische System der Westmächte birgt, und, daß bei uns noch am Ehesten die unentbehrliche Grundlage für eine gesunde Politik, das gegenseitige Vertrauen von Regierung und Volk, sich herstellen läßt. Die Reformvorschläge können im Rahmen dieser Anzeige nicht skizzirt werden. Der Baron Mackay geht von der Ueberzeugung aus, daß die deutsche Diplomatie „auf der selben Höhe des Leistungsvermögens und fortschrittlicher Entwicklung steht wie alle anderen Organe des deutschen Staatskörpers, allerdings auch deren Schwächen und Fehlbildungen theilt. Vom Scheitel dieses Gesichtswinkels aus muß das Reformproblem betrachtet und der Lösung entgegengeführt werden. Dabei ist vorab eine scharfe Linie zu ziehen zwischen den Aufgaben des Konsulats- und des Botschafterwesens; denn viele der Diplomatie als solcher gemachten Vorwürfe haben ihren Ursprung lediglich in gedankenloser Verwechslung und Verschiebung beider scharf getrennten Amtsgruppen.“ Der Reformentwurf schließt mit der Erinnerung an den hohen Beruf Deutschlands, „nicht nur der Logiker, sondern auch der Ethiker der Weltpolitik zu werden.“ Das kleine Buch belehrt gründlich und ist darum ein nützlich Buch; es erhebt und begeistert, weil es von Vaterlandliebe durchglüht ist; und ferner unterhält es angenehm, weil der mit reichem Wissen und plastischer Phantasie ausgerüstete Verfasser gut zu schildern und abstrahirte Wahrheiten, trockene Thatfachen mit sinnigen Bildern zu illustriren versteht.

Meiße.

Dr. Karl Jentsch.

Und doch. Gedichte. Im Kenten-Verlag in Leipzig.

Es giebt stets bereite Kinder der Zeit. Wer kein Härchen krümmen konnte, versteht nun, alttestamentarisch zu hassen. Sage Seelen, die Watte in den Ohren trugen, lassen Kanonendonner krachen; über Nacht kommt ihnen Saufmuth und Gelibdenzorn; das Hosiannah und Kreuzige liegt ihnen gar nah bei einander. Und dann leben sonderbare Käuze, altmodische, die, so zu sagen, ihr Haus in die einsamen Seitengassen bauen. Solch Einer tritt ins freie Licht und wagt, Lieder zur Harfe zu singen, während draußen die Völker ringen.

Altfränkischer Sonntag.

Irgendwo, im fernen Osten,
stampft das Schicksal über tausend Leiber,
irgendwo, gen Niedergang,
haucht ein einziger Sohn sein Leben aus.
Und inmitten grausamen Geschehens
lächelt mild der Sonnentag von gestern,
spannt sich ruhevoll ein zarter Himmel,
lockt Emailleblau auf Maiengrün
aus den Büschen an den stillen Weiher.
Eine Lerche schwirrt, ein Kukud ruft,
Liebe schlendert mit verschlungenen Händen
durch die schattensüßlichen Tagusheden;
tief versonnen rauschen alte Zeiten.
Nur wie einer fernem Sense Dengeln
klingt der Flügelschlag von Riesenvögeln,
mahnt an Erntetag der Schnitter Tod.

Trieb sand.

Weit bin ich durch das Land gezogen;
ging irr mein Wanderschritt?
Hab' ich mich kreisend selbst betrogen,
glitt dünenwallend mit
der Boden, der zu Sehnsuchtszielen
mich Pilger tragen sollt?
Die Schatten, die einst abwärts fielen,
sind über mich gerollt.
Ich stehe auf der alten Stelle,
ins Ufer eingekrallt,
urewig quillt und rauscht die Welle,
die von Erfüllung lallt,
vom Hoffen, das, wie Sand zerronnen,
mich zu begraben droht,
vom Lichte, das, zu Staub zerponnen,
fern meiner Welt verlohrt.

Das Glück.

Leise, leise: das Glück steht vor der Thür.
 Siehst Du, wie sich die Klinke langsam neigt,
 ein feiner Lichtspalt sich im Dunkel zeigt?
 Hörst Du, wie klingend sich die Angel dreht,
 ein Aeolsharfonton melodisch weht?
 Streift Dich das Taften einer zarten Hand,
 der Morgengruß aus langerträumtem Land?
 Fühlst Du, wie Dich ein Mantel weich umhüllt,
 sein süßer Duft den engen Raum erfüllt,
 der sich nun dehnt, so tief, so hoch, so weit,
 daß aus dem Schoße der begrenzten Zeit
 helleuchtend wächst empor Unendlichkeit?
 Spürst Du den ewigen Geist, wie ich ihn spür' ?
 Leise, leise: das Glück steht vor der Thür!

Gestern.

Leise gleitet unser Nachen,
 Silbertropfen rinnen klingend
 von den ausgestreckten Rudern;
 tönende Erinnerungen
 kränzeln auf der Spiegelfläche,
 wie ein Windhauch auf der Harfe.
 Blau und weiß im Mondenscheine
 ruht die Welt, das ferne Ufer,
 wo noch gelbe Feuer glimmen,
 stirbt dahin; nichts mahnt an heute,
 Alles flüstert wie im Traume
 von dem Gestern, das uns liebte.

Am Ziel.

Noch braut der Nebel überm Ried
 wie zitternder Orgelton,
 von ferne weht ein Abschiedslied;
 die Sterne verglimmen schon.
 Wir tasten uns durch Dorn und Strauch,
 durchschauert von Morgenfrost,
 umspült von naher Stunden Hauch,
 traumwandelnd gen rothen Ost.
 Das Klingen schwillt, der Thalwind saust,
 die nächtliche Fessel bricht;
 hell über uns Erlösten braust:
 die Sonne, der Tag, das Licht!

Wer an Kriegslieferungen Gefallen findet, weide dieses Buch;
 es kommt zu spät oder zu früh. Doch kummerts den singenden Vogel,
 ob der Herbst zu lange währt oder der Frühling zu schnell kam?
 Leipzig. Gustav Hermann,

Phantafus.

Phantafus. Inſel-Verlag in Leipzig. 336 Seiten Großfolio.

Seit dreißig Jahren kämpfe ich einen Kampf, der, noch von keinem Zeitungsſchreibenden beachtet, vom Publikum nicht geahnt und nur erſt von wenigen Freunden begriffen, dem deutſchen Gedanken (und zwar naturnothwendig, weil die Kraft von Ideen ſich berechnen läßt) die Führung auch in der Literatur ſichern wird, wie Hunderttauſende heute dafür bluten, daß ſein Beſtehen nicht aus der Welt der Völker gedrängt wird.

Im „Vorwort“ meines letzten Werkes, „Berlin. Die Wende einer Zeit in Dramen. Ignorabimus. Tragedie,“ ſtreifte ich dieſe Idee und ſchloß: „Karl Goedeke, der alte Goedeke, unter allen unſern Literaturhiſtorikern nicht bloß der ganz zweifellos unergleichlich verdienſtvolle, ſondern auch, zugleich, wa. unholſtichlich, hyſtichvorläglicheſte und objektivſte, ſchrieb in ſeinem ‚Grundriß‘, fünftes Buch, zweites Kapitel, über Martin Opiz: ‚Mit ihm und durch ihn beginnt die Abhängigkeit der deutſchen Dichtung, die bis auf die Gegenwart fortbauert, halb von Holländern, Italienern und Spaniern, dann von Franzoſen und franzöſiſchen Engländern, dann von Römern, Griechen und Engländern, darauf vom Mittelalter, von dem Orient und weitesten Occident und ſchließlich vom Auswurf aller Weltliteratur. . . Ein Weg, der, wenn er auch über glänzende Höhen führt, im geſchichtlichen Sinn ein Leidensweg iſt und möglichſt abgekürzt zu werden verdient.‘ Um dieſen ‚Leidensweg‘ (man erinnere ſich wohl: die ‚glänzenden Höhen‘, über die er ‚geführt‘, hatten die eine ‚Schiller‘ und die andre ‚Goethe‘ geheißten, und was nachfolgte, war Wärme und meine geſamnte Zeitgenoſſenſchaft taumelt auf ihm noch immer), um dieſen ‚Leidensweg‘ nicht etwa bloß ‚möglichſt abzukürzen‘, ſondern um endlich ſein Ende herbeizuzwingen, und darin, mit aller Bewußtheit, habe ich nun ſeit faſt dreißig Jahren meine ‚Miſſion‘ erblickt, gab es nur eine Möglichkeit. Die alte Tradition, die jede Weiterentwicklung niederflammerte, wie mit Volypenarmen, zu zertrümmern und an Stelle der Zertrümmerten eine neue zu fundamentieren. Jede Wortkunſt, Ehrſt wie Drama (vom ſchlapp gewordenen ‚Epoſ‘, vom Roman, der ſtets eine Zwitterform war, wie er ſtets, die Gründe gab ich anderswo, eine ſolche bleiben wird, eben ſo vom ſogenannten Proſadrama, das ſich mir heute, trotz ſeinem letzten Großen, Ibsen, nur als eine bloße Auflöſung ſpiegelt, ſehe ich hier ausdrücklich ab), jede Wortkunſt, von früheſter Urzeit bis auf unſere Tage, war, als auf ihrem letzten, tieſtunterſten Formprinzip, auf Metrik gegründet. Dieſe Metrik zerbrach ich und ſetzte dafür ihr genau diametrales Gegenteil. Nämlich Rhythmiſ. Das heißt: permanente, ſich immer wieder aus den Dingen neu gebärende, komplizirteſte Nothwendigkeit, ſtatt, wie biſher, primitiver, mit den Dingen nie oder nur höchſtens ab und zu, nachträglich und wie durch

Zufall, koinzidirender Willkür. Das klingt sehr simpel und hört sich „wie nichts an“, etwa ähnlich, wie die Umkehrung des Satzes, die Sonne dreht sich nicht um die Erde, sondern die Erde um die Sonne, von dem heute, / rund dreieinhalbhundert Jahre nach dem Tode des Kopernikus, jeder, so zu sagen, bessere Esel sich einbildet, er hätte sich diesen kleinen Scherz, von dem so viel Aufhebens gemacht wird, eben so leisten können, wird aber in seinen Folgen, und zwar nicht nur für uns und unsere Literatur, sondern auch für alle übrigen, die es eben so befreien wird, genau so unvergänglich bleiben, wie es, auf ihrem Gebiet, die That des frauenburger Domherrn bleiben wird. Lyrik und Drama (bereits bei der ‚Sonnenfinsterniß‘ war mir Das aufgegangen, aber erst durch das ‚Ignorabimus‘ ist es mir heute Gewißheit) haben sich formal wieder zu einer Einheit geschlossen. Den selben rhythmischen Nothwendigkeitsorganismus, den jedes mir geprüfte ‚Phantasiaus‘-Gedicht darstellt, nur noch entsprechend differenzirter, bilden jetzt auch diese Tragoedien. Meine Arbeit, die mit diesem ihrem ersten Haupt- und konstruktiven Theil hinter mir liegt, war eine mühevoll lange, die Hemmnisse und Schwierigkeiten, die sich mir entgegenstellten, innere wie äußere, schienen mir oft die denkbar niederdrückendst unüberwindbarsten, aber ich habe sie bewältigt und brauche daher mein Leben, das ich an diese Aufgabe gesetzt, nicht zu bereuen!“

Das mochte sich anhören, wie aus dem Stolz eines Gottes, der nach sechstätigem Schaffen am siebenten auf sein Geschaffenes zurückblickte und „sah, daß Alles gut war“. Es brauchte, als Behauptung, meinerwegen auch noch Keinen zu überzeugen.

Aber man stuht vielleicht, man beginnt am Ende doch, in seine bisherige Lässigkeit, in sein Ueberhören, in seine Nichtachtung ein gewisses Mißtrauen zu setzen, wenn ich mich heute unterfange, auf mein damaliges „Exempel“ (formale: Das heißt also künstlerische Wieder- einheit von Lyrik und Drama, wie zu allen großen Zeiten) die „Probe“ zu geben. Hier ist sie! Ich sah über der Korrektur dieses Buches, dessen sechstes Heft einen Schluss, wenn ich mich so ausdrücken darf, „religiöser“ Gedichte enthält. Zwischen dem mir vorliegenden vorletzten, das mit einer absoluten Verneinung schloß, und dem letzten, das mit einer eben solchen Bejahung begann, schien mir eine kompositionell allzu große Lücke zu klaffen, die ich unter allen Umständen überbrücken müßte; und zwar schon für diese Ausgabe und für diese Fassung, so durchaus wesentlich ich im Uebrigen eine ganze Reihe anderer noch als solche belassen hatte.

Und ich hörte zugleich deutlich die Worte:

„Und... doch! Und... doch! Und... doch! Und... doch!“

Diese Worte schienen mir für die gesuchte Ueberleitung „die Melodie“ anzudeuten; und ich theilte ihre Begründung, wie ich sie mir dachte, einem Freunde mit, der mir gegenüber saß und mir an einem zweiten Exemplar bei der Durchsicht der Korrektur half.

„Diese Begründung haben Sie im ‚Ignorabimus‘, an irgendeiner Stelle, ich glaube, im fünften Akt, schon einmal gegeben! Leider muß ich jetzt fort. Sehn Sie mal nach. In einer Stunde bin ich wieder da.“

Im „Ignorabimus“? „Fünfter Akt“? Ich entsann mich nicht. Aber ich sagte mir: hatte mein Freund Recht gehabt, hatte ich diesen „Inhalt“, wie er behauptete, wirklich schon mal gegeben, so mußte seine Form mit der, die ich hier suchte, identisch sein. So brauchte ich jene Stelle, die ich vollkommen vergessen hatte, nur mechanisch hier einzufügen: und das Gedicht, das ich zwischen den beiden vermigte, stand da. Ich verrathe und bekenne gern, daß ich an das Suchen der Stellen mit einem gewissen Herzlopfen ging. Mit meinem entweder positiven oder negativen Resultat (Das wußte ich) bejahte sich mir jetzt oder verneinte sich mir sowohl meine „Theorie“ als mein Können.

Seite 336, 337. Das wars. Da stand's! Und ich las, Mit stoßendem Athem!

Hurra! Nicht ein Wort, das sich verschob, nicht ein Ton, der nicht „saß“, nicht eine Silbe, die verändert zu werden brauchte! Und als mein Freund (ich kann seinen Namen, falls man es wünscht, nennen) zurückgekommen war, stand das Fehlende in meinem Exemplar, entsprechend seiner inneren Rhythmik, bereits eingeordnet:

Und... doch! Und... doch! Und... doch! Und... doch!

„Unser bestes

Sehnen

schreit nach Gerechtigkeit!

Aus diesem gemeinen, schmutzigen Lohwabobu, in dem wir Alle beschlamm't bis an den Hals waten,

verlangt es

selbst den Besudeltsten und Beschmiertesten

nach einer läuternden, regenerirenden, seelischen Transmutation und Wiedergeburt,

nach einem erlösenden, sühnenden Entsündigungsbad,

nach einer fleckenlosen

Reinheit!

Wenn auch schon längst nicht mehr in dieser,

so doch in irgendeiner fernern,

tröstenden,

oft nur wie durch einen dunklen Traum erhofften

und erahnten,

imaginären andern Welt!

Jedem Schmerz,

in unumgänglich nöthiger Wechselwirkung,

nach einem letzten, tiefsten, innersten Empfindungsgesetz in uns,

aus einem uns bereits seit Urbeginn immanenten, weit über unseren Verstand und unsere Sinne gehenden,

ultraimperativen Muß heraus,
entspricht
eine Freude!

Jedem Negativum ein Positivum,
jedem Minus ein Plus,
jedem Relativen ein Absolutes,
jedem Diesseits
ein kompensierendes, alles Irdische wieder weltmachendes,
ausgleichendes Jenseits!

Daran glaube ich, darauf hoffe ich,
darauf baue ich, darauf vertraue ich, darauf schwöre ich, darauf ver-
lasse ich mich,
daran halte ich, halte ich, halte ich
fest!

Und ... doch! Und ... doch! Und ... doch! Und ... doch!
Und ... doch!

Wie leicht, wie erlösend, wie selbstverständlich fügte sich jetzt an diesen „Uebergang“ das Schlußgedicht! Man mag es, an seiner von mir bezeichneten Stelle, im Zusammenhang nachlesen.

Hatte schon je ein Astronom, allein aus seinen Berechnungen, auf das Vorhandensein eines bestimmten, noch nicht entdeckten Sterns geschlossen und dieser Schluß sich dann durch die Wirklichkeit bewahrheitet: hier, im vorliegenden Fall, in einer Disziplin, die noch ungleich komplizierter war, weil sie eine rein geistige ist, war mir jetzt genau das Selbe geglückt! Es bewies, bestätigte und bekräftigte mir: die kommende, unausbleibliche Führerschaft Deutschlands auf einem Gebiet, auf dem unser Volk, eigenem, unverbächtigem Zeugnis nach, bisher, trotz einzelnen unleugbar großen Thaten, doch nur eine im letzten, entscheidenden, weil Evolutionsinn mehr empfangende als gebende Rolle gespielt hatte! Ein geschichtliches Werden und Sichentwickeln, das ich geahnt hatte von allem Anfang an und dessen letzte Schleier jetzt vor mir zerrissen lagen! Einheit, nothwendige, statt Metrik! Determination, auch hier, und nicht mehr, wie bisher, sogenannte „Willensfreiheit“!

Mit dieser Idee, mit dieser Forderung, über die eine im Prinzip noch weitere Steigerung gedanklich nicht mehr möglich scheint und die, nach dem klugen Wort des alten Fontane, der sofort damals hellhörig die Ohren spitzte, als er um 1890 herum ihre ersten Stammellaute vernahm, eine „literarische Weltwende“ eingeleitet hat, tapfen wir jetzt anderen Völkern künstlerisch nicht mehr hinterdrein, sondern marschieren wir jetzt ihnen, allen, voraus und an der Spitze.

Ob mich eine zeitgenössische, „vaterländische“, sich so nennende „Kritik“ in ihrer eingebildeten, privaten Geschmacks-Rangliste als „Dichter“ vor Li-tai-pe und Shakespeare notirt oder hinter Balduin

Bählamm: man darf mir wirklich glauben, daß ich letzten Endes nicht allzu viel Werth darauf lege. Aber der Spaß hört auf, ihr Hirn hat zu funktionieren, ihr Intellekt darf sich nicht totstellen, wenn es sich nicht mehr bloß um meine Person, die sich selbst vollkommen gleichgiltig ist, sondern außer mir auch noch um eine Sache dreht! „Diese Sache“, schloß Robert Reß seine 1913 im Verlag von Karl Reißner in Dresden veröffentlichte Schrift „Im Kampf um Arno Holz. Eine eröffnete Reihe. I. Arno Holz und die deutsche Presse“, „ist die künstlerisch wichtigste, die es in Deutschland heute durchzukämpfen gilt, und von ihrem Erfolg, oder Nichterfolg wird es abhängen, ob die deutsche Literatur im höheren Sinn sein oder nicht sein wird.“ „Sie wird sein, weil diese „Sache“, ganz gleich, wie man sich zu ihr stellt, ob ich ihr noch länger dienen darf oder nicht, nun auf die Dauer nicht mehr totzukriegen ist!

Die Noth dieses großen Krieges rief unser Volk, aus der Fremde, zu sich selbst. Möglich, daß ein neues Deutschland einzieht, was mein Werk der Befreiung, falls man ihm noch zwanzig Jahre der Weitervollendung vergönnt, für sein geistiges Zukunftwachsthum bedeuten würde. Mein letztes Ziel mit diesem Epykon („Epykon“, ja wohl!), dessen ungefähre Umrisse sich vorläufig nur andeuten, dessen innerstes, unterstes Grundwollen vielleicht für Manchen noch kaum zu Tage tritt und dessen gegenwärtiger Umfang von der vollendeten Fassung, wie sie mir vor sichwebt, erst etwa den knapp dritten Theil bildet, ist ein Weltbild, wie es meine Absicht war, mit meiner begonnenen Dramenreihe, von der ich noch nicht ahne, ob Glück und Umstände es mir gestatten werden, nochmals und wieder zu ihr zurückzukehren, ein Zeitbild zu gestalten.

Rein „technisch“ bemerke ich noch: ich hatte in meiner „Revolution der Lyrik“, die zu meinem einschlägigen Schaffen die theoretische Grundlage gab, in meinem Eifer als Praktiker einen kleinen logischen Schnitzer verbrochen; den einzigen, dessen ich mich schuldig weiß. Nämlich: den Reim völlig auszumerzen, statt ihm, wie den übrigen überlieferten Hilfsmitteln, sekundäre Bedeutung zu belassen. Ich nagle Dies hiermit fest und freue mich dieses Fehlers, da ich sonst, ohne ihn, wie ich das Gefühl habe, nie die Stufe erreicht haben würde, auf der ich, wie ich glaube, heute, künstlerisch, stehe.
Arno Holz.

Deutsche Verse.

Bild der Freiheit.

Siehst Du den Strom, den Bergeshöhen entquellen,
Die dunklen Wogen majestätisch rollen?
Es sieht bei Dir, ob er auf seinem Pfad
Dir Segen bringend, ob verderbend naht.

Grab ihm ein Bett, so wird er Deine Auen
 Erquicken und zur Fruchtbarkeit befruchten;
 Doch stommst Du Dich entgegen seinem Lauf,
 So geht Dein Acker, sammt der Frucht, darauf.
 Friedrich Hebbel.

Phantasie.

(Aus „Verse und Bilder“; im Verlag der Aktion.)

Ich sehe die Geister in dunklen Lauben zucken
 Und schimmernde Weiber sich dehnen auf nackten Thronen.
 Ich höre, wie Riesen ihre Fesseln zerbrechen.
 Fahl schimmern die Schlösser, in denen die Greifen wohnen.

Kolosse schwanen heran, Cherubgestalten,
 Nacht im wilden Auge, schwarz rauscht ihr Gefieder
 Empor. Eodernde Fahnen entfalten
 Sich. Chöre verhallen und wilde Sturmlieder.

Wohlan! Wohlauf, altes Herz! Mit unzähligen Masken
 Ziehen die schimmernden Träume über die Welt.
 Wer hat sie gewebt? Wer will ihre Enden erfassen?
 Strahlender Schmuck, der ins Unendliche fällt.

Lied.

Zierliche Birke Du, neige
 Dich tief in den Himmel ein,
 In Deine hängenden Zweige
 Kehret der Abendstern ein.

In dem zarten Schäume
 Leuchtet er doppelt klar,
 Ein Fisch in himmlischer Reuse,
 Golden und wunderbar.

Abendstern, friedliches Kleinod,
 Birgt sich am Himmelstrand,
 Purpurflote und Weinroth
 Reichen ihm lieblich die Hand.

Abschied und kühles Verwehen.
 Lange Dämmerung wacht,
 Hirtengesänge gehen
 Selig durch die Nacht.

Wilhelm Klemm.

Abiturienten-Examen

Damen werden schnell und gründlich zum Abiturienten-Examen vorbereitet im **Darmstädter Pädagogium**

Sanatorium Bühlau

bei Dresden.

Stets geöffnet. Prospekte frei.

CASPER'S Kunst-SalonKp'damm 233 *Neu eingestellt* Eintritt 50 Pf.

Carinth	Hübner	Niemenkamp
Dill	Hoffmann	Schenke
Fürst	Liebermann	und andere

*Im
ersten Jahrgang
erfolgt man Thälings
durch die*

**Woffische
Zeitung**

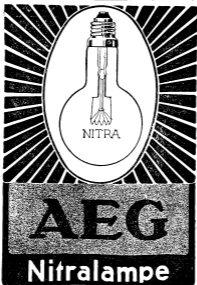
Leipzig SW 68, Vellhinsfeld

Bei **Gicht**
nehmt

LITHIONWASSER

nach Vorschrift des Geheimrats Dr. Jung. — 10 Flaschen Mk. 5.— Nachnahme.

M. Knoll, Magdeburg I. „Im Raben“.

**SANATORIEN**

bietet der Anzeigenteil der
ZUKUNFT
Gelegenheit zu wirksamer
Propaganda.

Steuerberatung

In all Ihren
Steuersachen vertritt und berät
Sie fachmännisch
das **Steuerkontor G. m. b. H.**
Berlin SW. 11, Grudowenstr. 96
Tel.: Amt Litzow 7365
Prospekt „D“ frei.

Bücher, Bibliotheken, Lexica

(Meyer und Brockhaus)

kauft

Goethe-Buchhandlung, Friedrichstr. 195

Dr. Müller's Sanatorium **Diätet. Kuren nach Schroth** herrliche Lage
Dirks, Helleord
L. Chron. Kranke
Dresden-Fetschsch
Dresd. u. Brühlstr.
Heilung f. Minderbemittelte; pro Tag 5 Mk.

Dr. Bruhn's Wäsche geruchl., unschädl.
Ungewalterschatz.
Pak. für 6 Hemd. 1 M. Paris, Hamburg 36a.

Sturm auf ein
franz. Gehöft



Denkt
an uns! Sendet

Salem Aleikum
(Hohlmundstück)

Salem Gold
(Goldmundstück)

Zigaretten.

Willkommenste Liebesgabe!

Preis: Nr. $\frac{3\ 4\ 5\ 6\ 8\ 10}{4\ 5\ 6\ 8\ 10\ 12}$ Pf. d. Stück

einschließlich Kriegsausschlag

20 Stück, feldpostmäßig verpackt **portofrei!**

50 Stück, feldpostmäßig verpackt **10 Pf. Porto!**

Orient. Tabak- u. Cigarettenfabr. **Yentze** Dresden
Jnh. Hugo Zietz, Hoflieferant S.M.d. Königs v. Sachsen.

Trustfrei!

Gestellungen

auf die

Einbanddecke

zum 95. Bande der „Zukunft“

(Nr. 27—39. III. Quartal des XXIV. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum
Preise von Mark 1.75 werden von jeder Buchhandlung od. direkt
vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a
entgegengenommen.

Sommerausstellung 1916

Bilder von Beckmann — Cézanne — Corinth — Habermann — Heckel — Hübner — Kardorff — Leistikow — Manet

Liebermann — Menzel

Marées — Monet — Pissarro — Purrmann — Rayski
Renoir — Sisley — Slevogt — Thoma — Trübner — Walser.
Bildwerke von Barlach — Gaul — Kolbe — Lehmbruck
Tuailon. — Zeichnungen von Carl Spitzweg

Galerie Paul Cassirer

Berlin, Viktoriastr. 35. — Geöffnet 9—5 Uhr.

Wildunger Helenenquelle

wird seit Jahrzehnten mit grossem Erfolge zur Haustrinkkur bei Nierengriss, Gicht, Stein, Etwass und anderen Nieren- und Harnleiden verwandt. Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Ersetzung seines täglichen Kalkverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angehende Mütter und Kinder in der Entwicklung ist sie für den Knochenaufbau von hoher Bedeutung.

== 1915 — 9306 Badegäste und 1,800,738 Flaschenversand. ==

Man verlange neueste Literatur portofrei von den

Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.

Bank für Handel und Industrie (Darmstädter Bank)

Berlin — Darmstadt

Breslau Düsseldorf Frankfurt a.M. Halle a.S. Hamburg Hannover Leipzig Mainz Mannheim München Nürnberg Stettin Strassburg i. E. Wiesbaden

Aktien-Kapital und Reserven 192 Millionen Mark

Centrale: Berlin, Schinkelplatz 1-4

30 Depositenkassen und Wechselstuben in Berlin und Vororten

Ausführung aller bankmässigen Geschäfte

Alleinige Anzeigen-Annahme der wochenschrift

„Die Zukunft“

durch

Max Kirstein

Berlin SW. 68, Markgrafstr. 59.
Fernspr. Amt Zentrum Nr. 108 09, 108 10.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonparelle-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugsseiten 1,80 Mk.

Salamander

Die deutsche Weltmarke



Einzig in feiner Art

Wagners Saar-Riesling

Centralverkaufsstelle für Deutschland: Berlin W.30.